



Universiteit
Leiden
The Netherlands

Fakt und Fiktion : die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption

Spits, J.P.

Citation

Spits, J. P. (2008, August 5). *Fakt und Fiktion : die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption*. Retrieved from <https://hdl.handle.net/1887/12931>

Version: Not Applicable (or Unknown)

License: [Licence agreement concerning inclusion of doctoral thesis in the Institutional Repository of the University of Leiden](#)

Downloaded from: <https://hdl.handle.net/1887/12931>

Note: To cite this publication please use the final published version (if applicable).

Schluss

In dieser Arbeit ging es mir darum zu zeigen, wie Leser auf heutige Varianten der Gattung reagieren und dabei oft weil sie in ihren Lesererwartungen, die von älteren Gattungsmerkmalen geprägt sind, enttäuscht werden. Die Autobiographien von Thomas Bernhard, Christa Wolf, Florian Illies, Jana Hensel und Claudia Rusch machten deutlich, wie Erwartungen an und Vorstellungen von der Autobiographie die Rezeption in wesentlicher Weise lenkten, wie nicht selten ein bestimmtes Gattungsverständnis sich als entscheidend für das Urteil über den Text erwies. Diese Kluft zwischen Theorie und Praxis autobiographischen Schreibens ist keineswegs neu. So sahen Generationen von Germanisten in Goethes *Dichtung und Wahrheit* das perfekte Beispiel für die von ihnen gewünschte Objektivität in der eigenen Lebensbeschreibung. Goethe selbst betonte allerdings, das Höhere seiner Wahrheit folge aus der nachträglichen, deutenden Bearbeitung. Es ging Goethe um eine bewusst sublimierte Subjektivität, nicht um eine von vornherein gegebene Objektivität.

Die Kluft zwischen dem Leserwunsch und der Praxis autobiographischen Schreibens ist keineswegs kleiner geworden. Der Leser wünscht eine möglichst objektive Beschreibung vorzuführen, während der Autobiograph oft nach einer bewusst verfälschenden Wiedergabe strebt.

Das Kriterium Objektivität ist in Bezug auf die Autobiographie nicht so sehr fragwürdig, sondern vielmehr untauglich. Neben der Tatsache, dass der Autobiograph, wie Goethe bereits meinte, ‚immer in den Fall kommt gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben‘,⁹³⁵ spielt dabei auch die heute allgemein verbreitete Ansicht, es gebe so etwas wie Objektivität nicht, eine Rolle.

Im Mittelpunkt der heutigen Autobiographieforschung stehen Fragen der Identität, der Konstitution des Subjekts und die Schwierigkeiten autobiographischen Erzählens. Die heutige Gattungstheorie neigt zu einem Abbau der Fiktionalität im Verhältnis zwischen Fakt und Fiktion. Die Autobiographie wird mehr und mehr als

⁹³⁵ Goethe in einem Brief an König Ludwig von Bayern. In: Goethe, Johann Wolfgang von: *Die letzten Jahre. Briefe, Tagebücher und Gespräche von 1823 bis zu Goethes Tod*. Teil II: Vom Dornburger Aufenthalt 1828 bis zum Tode. Hg. von Horst Fleig. In: J.W.G.: *Sämliche Werke* 40 Bde. Bd. II/11. Frankfurt. a. M. 1993, S. 209.

Problematisierung vorher gültiger Positionen betrachtet, als selbstreferentieller Umgang mit sich selbst,⁹³⁶ als Prototyp zeitgenössischer Erfahrung.

In der Nachfolge Paul de Mans ist die poststrukturalistische Gattungsforschung der Überzeugung, Sprache verweise immer auf sich selbst, und nicht auf eine außerliterarische Wirklichkeit zurück. Die Realität und deren Umformung in der Autobiographie versteht sie nicht als Kunstgriff, der die Funktion hat, eine tiefer liegende Wahrheit zu unterstreichen; die Wirklichkeit selbst wird als trügerisch entlarvt. Sie könne durch die Sprache nicht erfasst werden. Jedes scheinbar gesicherte Wissen unterliege den unzuverlässigen Eigenschaften der Sprache. Jeder Glaube an die Wahrheit sei naiv, weil er die Unmöglichkeit von Sinnfestlegung leugnet. Die von Poststrukturalisten wie de Man behauptete Referenzlosigkeit der Sprache bedarf meiner Meinung nach der Einschränkung. Wie komplex das Verhältnis zwischen Fakt und Fiktion in der Autobiographie auch sein mag, der Autor hat sein eigenes Leben als Ausgangspunkt für seine Beschreibung der Wirklichkeit genommen. Interessanter als die Frage, *ob* ein Buch in einem bestimmten Verhältnis zur außerliterarischen Wirklichkeit steht, ist die Frage *wie*. Darüber hinaus sind die Möglichkeiten der Interpretation auch für heutige Formen der Autobiographie begrenzt, und keineswegs unendlich - auch wenn ein Autobiograph wie Bernhard auf den Trugschluss einer endgültigen Festlegung der Bedeutung pocht.

Autobiographie, Leser und Ideologie

Was fiel bei der Analyse der Texte und ihrer Rezeption auf?

Bernhards Autobiographie ist von dem Bewusstsein der Unmöglichkeit von Wahrheit – oder der Wahrheitsdarstellung – getragen. Auch Wolf fasste das autobiographische Sprechen als einen problematischen Sprechakt auf. Die Schriftstellerin akzeptierte aber die Schrift als die einzige Möglichkeit, Gedanken über Vergangenheit und Gegenwart festzuhalten und zu vermitteln. Die jüngeren hier analysierten Autoren gehen stillschweigend an dieser Problematik vorbei. Die Grenzen der Sprache betrachten sie nicht als unüberwindbar. Bezieht sich in Bernhards Autobiographie die Sprache oft auf sich selbst, diese jüngeren Autoren stehen dem Bemühen um

⁹³⁶ Vgl. Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1984, S. 57-65.

Aufrichtigkeit und den Möglichkeiten, ihr Leben schriftlich zu fixieren, weniger skeptisch gegenüber.

In der Rezeptionsanalyse von Bernhards fünfteiliger Autobiographie fiel auf, dass Kritiker, die Bernhards Autobiographie ausdrücklich loben, wie Marcel Reich-Ranicki und Rolf Michaelis, an dem komplexen Umgang mit gattungstheoretisch relevanten Begriffen in Bernhards Autobiographie, vorbeigingen. Sie lasen Bernhards Autobiographie als authentisches Dokument einer „Selbsterziehung“ (Michaelis) oder als „Entwicklungsroman“ (Reich-Ranicki). Bei Kritikern, die eine für Bernhards Werk charakteristische Künstlichkeit auch in der Autobiographie feststellen, findet sich meist eine eher ablehnende Haltung. Sie behaupteten, Bernhards Künstlichkeit bringe der bei einer Autobiographie »notwendigen« Wahrheit in der Darstellung in Gefahr (Ayren). Oder sie meinten, Bernhards Beschreibungen seien durch ihre rhetorischen Übertreibungen unglaubwürdig (Jacobs, Sträter) oder verletzend/beleidigend („Togger“, Effenberger, Kahl) seien. Am wichtigsten für den Leser scheint dabei zu sein, dass er seine eigenen Ansichten durch die Erfahrungen des Autobiographen bestätigt sieht.

Bei allen Rezeptionsanalysen fiel auf, dass die Erinnerung an eine kollektive Vergangenheit in den untersuchten Dokumenten eine große Rolle spielt. Es wurde über das gegenwärtige und künftige Bild von Vergangenheit gestritten, über die Frage z.B., wie man sich im wiedervereinigten Deutschland an die DDR erinnern sollte. Die hier untersuchten Autobiographien beschreiben nicht nur individuelle, sondern auch kollektive Erinnerung. Die politische, ideologische Debatte überschattet oft die literarisch-ästhetische.⁹³⁷

Die Lektüren von *Generation Golf*, *Zonenkinder* und *Meine freie deutsche Jugend* zeigen, wie neuere Formen autobiographischen Schreibens aussehen können. Die jüngeren Autoren haben sich deutlich von ihren literarischen Vorgängern aus den siebziger Jahren, und auch von der poststrukturalistischen Infragestellung des Subjekts, entfernt. In *Generation Golf*, *Zonenkinder* und *Meine freie deutsche Jugend* gibt es keinen Platz für eine radikale Infragestellung des Subjekts und der eigenen

⁹³⁷ Auch Günter Grass Bekenntnis, für kurze Zeit Mitglied der Waffen-SS gewesen zu sein, führte kurz vor der Erscheinung seiner Autobiographie *Beim Häuten der Zwiebel* zu einer heftigen Kontroverse. Die Debatte um die SS-Mitgliedschaft von Grass beweist einmal mehr, wie eng Literatur, Politik und Moral in der deutschen öffentlichen Debatte mit einander verbunden sind.

Identität. Die neue Unbekümmertheit von Illies, Hensel und Rusch bedeutet damit eine Rückkehr zu einer gewissen Naivität in der Gattung.

Autobiographie und Konstruktion

Der Einfluss einer poststrukturalistisch orientierten, die Textualität betonenden Lektüre ist in der amerikanischen autobiographietheoretischen Diskussion sehr stark. Die zentrale Frage im fünften Kapitel lautete denn auch, wie sich diese Gattungslektüre mit der referentiellen Lesart, die in den vorangehenden Kapiteln gegenüber der textuellen Lektüre bevorzugt wurde, verträgt.

Die Einsicht in die Rhetorik der Schrift und die Subjektivität des Verstehens muss nicht zwangsläufig zu der Annahme führen, dass es keine intersubjektiven oder überprüfbaren Aussagen über die Wirklichkeit geben kann.⁹³⁸ Eine Relativierung der stark auf die Textualität gerichteten Lektüre, wie sie sich in der Nachfolge vor allem Derridas entwickelt hat, scheint mir denn auch sinnvoll zu sein. Man tut aber gut daran, sich des Konstruktionscharakters der Wirklichkeitsvorstellungen sowohl des Autobiographen als auch seines Lesers bewusst zu bleiben. Die exklusive Betonung der Sprache und der sprachlichen Gebundenheit von literarischen Konstruktionen zeichnet ein unvollständiges Bild der Gattung, wenn sie von vornherein von der Annahme ausgeht, dass jede Verbindung mit der außerliterarischen Wirklichkeit abgelehnt werden muss und auch die Debatte um die Texte – als sprachliche Konstruktion aufgefasst – nicht in der Wirklichkeit zu verankern sei.⁹³⁹ Jede neue Lektüre führt den Dialog mit dem Text in der Zeit fort.

Überzeugender und für rezeptionsorientierte Betrachtungen der Autobiographie fruchtbarer als Lejeunes weitgehend unhistorischer Pakt scheint mir denn auch die Annahme eines *dynamischen* autobiographischen Paktes zu sein, der den

⁹³⁸ Auch wäre bei einem Verzicht auf den Begriff der Referentialität keine Möglichkeit mehr gegeben, nicht-poststrukturalistisch orientierte Gattungslektüren - und damit auch das Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption - zu verstehen. "To eliminate the question of literal truth and reference in autobiography is to pay insufficient heed to a difference perceptible to most readers and which conditions different kinds of reading." Sheringham, Michael: *French Autobiography: Devices and Desires: Rousseau to Perec*. Oxford (Clarendon Press) 1993, S. 18.

⁹³⁹ Eine verstärkte Auseinandersetzung mit nicht-poststrukturalistischen Annahmen scheint mir für den poststrukturalistischen Diskurs insgesamt sinnvoll zu sein. Sie könnte eine Sensibilität für die Probleme eigener Ansichten entstehen lassen und dazu beitragen, poststrukturalistische Annahmen auf ihre Zuverlässigkeit, Richtigkeit und Berechtigung zu prüfen. Dass eine solche Sensibilität nicht immer gegeben ist, zeigen Arbeiten wie die von Stefan Münker/Alexander Roesler und Johanna Bossinade, in denen methodische Kritik am Poststrukturalismus nur knapp am Ende in den Schlusskapiteln diskutiert wird. Bossinade; Münker, Stefan; Roesler, Alexander: *Poststrukturalismus*. Stuttgart Weimar (Metzler) 2000.

unterschiedlichen Erfahrungen von Lesern im Laufe der Zeit Rechnung trägt. Denn die Gattungsvorstellungen der Leser sind historisch bedingt. Deswegen ist es möglich, dass nach dem Ende der zu einem bestimmten Ziel führenden und geschlossenen Autobiographien die Lesererwartung sich allmählich den »offenen« und fragmentarisierten Formen heutigen autobiographischen Schreibens anpasst. Eine größere Vertrautheit mit heutigen Formen autobiographischen Schreibens kann beim Leser zu einer Horizonterweiterung (Hans-Georg Gadamer) führen. Dass würde auch bedeuten, dass Leser Autobiographien wie die von Bernhard in Zukunft als weniger radikal wahrnehmen als zuvor.

Auch ist es denkbar, dass die Autobiographien von Hensel und Rusch im Laufe der Zeit nur noch als historische Dokumente über die Zeit, die sie darstellen, gelesen werden. Diese Tendenz ist in der zeitgenössischen Rezeption dieser Schriftstellerinnen schon sichtbar. Der Großteil der Rezensenten ging nur wenig auf stilistische und literarische Fragen ein. Die Neigung, den Text als Zeitdokument zu lesen, wird durch die geringe Autoreflexivität dieser Autobiographien verstärkt. Ist ein gutes Verständnis von Bernhards Autobiographie möglich, wenn man von der Prämisse ausgeht, dass es sich bei den hier erzählten Ereignissen »nur« um Manifestationen einer sprachlichen Struktur handelt, die eine ihnen zugrunde liegende topologische Struktur offenbaren?⁹⁴⁰ Oder wenn man davon ausgeht, dass es »außerhalb des Textes nichts gibt« und die Autobiographie nur eine Instabilität sich ständig verschiebender Zeichenspurten zum Ausdruck bringt, eine Instabilität, die es in jedem Text geben soll?⁹⁴¹ Ein endgültiger Abschied von referentiellen Lektüren scheint mir für den wissenschaftlichen Umgang mit der Autobiographie denn auch nicht sinnvoll.⁹⁴² Wohl aber sollte man die in Autobiographien beschriebenen

⁹⁴⁰ Vgl. de Man 1979, S. 922.

⁹⁴¹ Derrida 1967, S. 158. Zwar lautet die Formulierung hier „il n’y a pas de hors-texte“ und nicht „il n’y a pas de hors-language“, aber dies macht die Behauptung m.E. nicht weniger problematisch, weil auch diese Aussage von der Unmöglichkeit der Referentialität ausgeht. Vgl. S. 332: „Le signe muet est signe de liberté lorsqu’il exprime dans l’immédiateté; alors ce qu’il exprime et celui qu’il s’exprime à travers lui sont proprement présents. Il n’y a ni détour ni anonymat. Le signe muet signifie l’esclavage lorsque la médiatété re-présentative a envahi tout le système de la signification: alors à travers la circulation et les renvois infinis, de signe en signe et de représentant en représentant, le proper de la présence n’a plus lieu: personne n’est la pour personne, pas même pour soi; on ne peut plus disposer du sens, on ne peut plus l’arrêter, il est emporté dans un mouvement sans fin de signification. Le système du signe n’a pas de dehors.“ Eine Wirklichkeitsbeschreibung kann nach Derridas Ansicht nicht in der Realität verankert werden, weil jeder Text betrachtet wird als „(un) système dans lequel le signifié central, originaire ou transcendantal, n’est jamais absolu présent hors d’un système de différences.“ Id., S. 411.

⁹⁴² Selbst wenn Autobiographieforscher unisono verkünden würden (und solch einstimmige Chorsänge sind in der Geisteswissenschaft recht selten), dass der Begriff Referentialität sich nicht für die

Erinnerungen nicht als Postulat einer unbezweifelbaren historischen Wahrheit und Authentizität, sondern in ihrer stilisierten Form als literarische Konstruktionen verstehen.

Auffällig an der poststrukturalistischen Gattungsforschung ist, dass ihre Vertreter oft einen bedeutenden Schritt weitergehen als ihre Vordenker. Meyer betont in der Nachfolge Derridas und de Mans die Autoreflexivität der Schrift, stellt Gattungsgrenzen und Definitionen aufgrund dieser „Schriftverfasstheit“⁹⁴³ in Frage und argumentiert, dass Autobiographien nicht so sehr auf das gelebte Leben, sondern auf andere autobiographische Texte verweisen. Meyer greift damit, ähnlich wie Smith, auf Derrida zurück. Denn schon Derrida behauptete, dass die Autobiographie kein Problem der Lebensdarstellung sei, sondern ein Problem der Schrift (graphie): die Selbstbezüglichkeit (auto) der Schrift bringe das Leben (bios) hervor.⁹⁴⁴ Als poststrukturalistisch orientierte Literaturwissenschaftler schreiben Meyer und Smith gegen eine referenzorientierte Lektüre der Autobiographie an. Bemerkenswert ist aber, dass beide die Referentialität der Gattung stärker als de Man betonen – wie beide sich insgesamt mehr auf Derrida als auf de Man berufen. Eine für de Man entscheidende Frage war, ob das Leben die Autobiographie hervorbringe, oder ob das autobiographische Vorhaben nicht vielmehr das Leben bestimme und die Gattung durch die Möglichkeiten ihres eigenen Mediums, insbesondere durch die Möglichkeiten der Schrift, bestimmt werde:

(...) is the illusion of reference not a correlation of the structure of the figure, that is so to say no longer clearly and simply a referent at all but something more akin to a fiction which then, however, in its own turn, acquires a degree of referential productivity?⁹⁴⁵

Obwohl man, de Mans Frage aufgreifend, die Grenze zwischen Fiktionalität und Faktizität durchaus in Frage stellen kann, wird in *Autobiography as De-facement* keineswegs behauptet, dass Bezüge zur außertextuellen Wirklichkeit in einer Autobiographie nicht vorhanden sein können. Die Betrachtung der Autobiographie als

wissenschaftliche Praxis eignet, dann noch würden sie den Begriff brauchen. Er macht nämlich die Lektüren nicht-wissenschaftlicher Leser verständlich.

⁹⁴³ Wagner-Egelhaaf, S. 77.

⁹⁴⁴ Vgl. 5.2.2 und Smith 1995, S. 56ff. Vgl. weiter de Man 1979, S. 920.

⁹⁴⁵ De Man 1979, S. 920ff.

Rede- oder Lesefigur muss nicht zwangsläufig zu der Annahme führen, dass die Gattung jeden Bezug auf eine außertextuelle Wirklichkeit verunmöglicht.⁹⁴⁶

Ann Jefferson weist zu Recht darauf hin, dass es wichtig ist,

to presuppose that there are generic distinctions between novels and autobiographies, even while the fiction is being revealed as autobiographical and the autobiographies as fictional, since in this sphere (if not in all others) generic differences need to be respected as an effect of reading, even if they cannot be defined as intrinsic qualities of the texts in question.⁹⁴⁷

Nach wie vor muss man aber auf die Kategorie der Referentialität zurückgreifen, um den Erwartungshorizont der Leser und die Wirkung einer Autobiographie auf Leser und öffentliche Debatten zu verstehen:

Although the profoundly ambiguous nature of autobiography may ultimately leave the reader with nothing but de Man's "illusion of reference," that illusion is nonetheless the central feature of an autobiographical discourse that continues to thrive and mutate.⁹⁴⁸

Im amerikanischen Gattungsdiskurs wird weiterhin eine Tendenz sichtbar, poststrukturalistische Theorien einfach nur anzuwenden. Begriffe wie Machtdiskurs, Alterität, Textualität werden oft unkritisch angewendet – die ausgewählten Texte werden ausschließlich als eine Bestätigung der Einsichten gelesen, die vorhin schon feststanden. Eine Revision der Theorie, eine kritische Eingrenzung poststrukturalistischer Annäherungen, eine Reflexion eigener Ausgangspunkte findet kaum statt. Manchmal übernimmt die poststrukturalistische Ideologiekritik die vereinfachenden Gegenüberstellungen ihrer Kontrahenten, nur mit umgekehrten Werten. Das simplifizierende Verfahren bleibt aber aufrechterhalten.⁹⁴⁹

⁹⁴⁶ Vgl. Wagner-Egelhaaf, S. 80: „Die autobiographische Geste wird (von de Man, I.S.) als eine Redefigur betrachtet, die ihren Referenten fiktional entwirft. Und dieser fiktionale Referent ist durchaus in der Lage, referenzielle Produktivität zu entfalten, d.h. außertextuell wirksam werden zu können.“

⁹⁴⁷ Jefferson, Ann: *Autobiography as Intertext: Barthes, Sarraute, Robbe-Grillet*. In: Still, Judith; Worton, Michael: *Intertextuality: Theories and Practices*. Manchester (Manchester University Press) 1990, S. 108-129, hier S. 109.

⁹⁴⁸ Hunsaker, Steven V.: *Autobiography and National Identity in the Americas*. Charlottesville London (University Press of Virginia) 1999, S. 10.

⁹⁴⁹ Vgl. Finck, S. 196: „Die Festlegung der Frau auf ein relationales, in Kollektivität statt Autonomie gründendes Wesen, wie sie Chodorow, Jelinek, Mason und eine Schar von anderen Kritikerinnen vornehmen, übernimmt die jahrhundertealten androzentrischen Vorstellungen von Weiblichkeit und den damit einhergehenden Gestus der Essentialisierung – mit einer auf den Kopf gestellten Wertigkeit (...).“

Aus unserer Text- und Rezeptionsanalysen wurde auch deutlich, dass im Falle der hier untersuchten Texte Kenntnisse der deutschen und der österreichischen Vergangenheit hilfreich sind für ein Verständnis der Hintergründe der literarischen Konstruktionen und ihrer Wirkung. Sowohl um die Texte als auch um die Leserreaktionen zu verstehen, war eine Berücksichtigung der sozialen, politischen und kulturellen Verweise, und damit das Festhalten an der Referentialität der Autobiographie, sinnvoll.

Man sollte meiner Meinung nach denn auch vorsichtig sein, sich vom Begriff der Referentialität vorschnell zu verabschieden oder den Autor als möglichen rezeptionsprägenden Faktor auszuklammern. Vielmehr stellt, „außerhalb des Textes und im Text gleichermaßen angesiedelt“, die Person des Autors „die Verbindung zwischen beiden Bereichen dar.“⁹⁵⁰

⁹⁵⁰ Ebd., S. 227.